



Martin Staats (Hrsg.)

Lebensqualität

Ein Metathema

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6315-8 Print
ISBN 978-3-7799-5619-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Für eine einende Perspektive

*„Ich glaube an nichts in der Welt so tief,
keine andere Vorstellung ist mir so heilig
wie die der Einheit ...“*

Hermann Hesse

Inhalt

Lebensqualität Ein Metathema <i>Martin Staats</i>	13
1 Historische Zugänge zum Konzept der Lebensqualität	
Historische Entwicklung des Lebensqualitätsbegriffes in der 1. Hälfte des 20. Jh. – die Vor- und Frühgeschichte eines flexiblen Wertbegriffs <i>László Kovács</i>	30
Entstehung und Entwicklung des Lebensqualitäts-Konzeptes in den 60er- bis 80er-Jahren – Privater Reichtum und öffentliche Armut <i>Alban Knecht</i>	40
Entwicklungslinien subjektiver Gesundheitsmaße Entwicklung des Lebensqualitätsthemas bis in die 2000er Jahre <i>Thomas Schübel</i>	50
Nachhaltige Lebensqualität: Die Agenda für das 21. Jahrhundert? <i>Georg Feigl</i>	59
2 Persönliche Zugänge zum Konzept der Lebensqualität	
„In Deutschland lag es ganz plötzlich im Zeitgeist.“ <i>Interview mit Wolfgang Zapf, durchgeführt von Alban Knecht</i>	72
„Der Marktradikalismus als Verheißung ist tot“ <i>Interview mit Erhard Eppler, durchgeführt von Alban Knecht und Philipp Catterfeld</i>	77
„Ich bin mir sicher, dass Menschen auch in Zukunft normative Vor- stellungen von einem guten oder besseren Leben entwickeln und die tatsächlichen Lebensumstände an diesen Idealen messen werden.“ <i>Interview mit Heinz-Herbert Noll, durchgeführt von Martin Staats</i>	89
„Bei Natur geht es nicht nur um instrumentelle Werte“ <i>Interview mit Claudia Bieling, durchgeführt von Alban Knecht und Anita Roitner</i>	97

Determinanten für Lebensqualität im intergenerativen Kontext
Ein deutsch-österreichischer Dialog zu Generationenprojekten,
durchgeführt von Christina Maiwald, Ines Findenig und Angelika Jekic 106

„Wir müssen über den kapitalistischen Markt hinausschauen,
wenn wir über Wohlstand reden“
Interview mit Ulrich Brand, durchgeführt von Anita Roitner
und Alban Knecht 117

„Lebensqualität ist ein sehr weit gefasster Begriff, der sowohl die Qualität
der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, ökologischen und politischen
Rahmenbedingungen des Lebens als auch die subjektive Bewertung
dieser Voraussetzungen beschreibt. Und Lebensqualität hat Zukunft!“
Interview mit Reinhold Popp, durchgeführt von Martin Staats 125

„Was Lebensqualität ausmacht, muss gesellschaftlich und politisch
immer wieder neu ausgelotet werden.“
Interview mit Wolfgang Schroeder, durchgeführt von Martin Staats 134

3 Disziplinäre Zugänge zum Konzept der Lebensqualität

Bildung und Lebensqualität
Michael Winkler 144

Gerontologie und Lebensqualität
Manuela Weidekamp-Maicher 167

Gesundheitsförderung und Lebensqualität
Martin Staats 187

Globale Gesundheit und Lebensqualität
Sabine Ludwig 206

Kunsttherapie im Spiegel von Lebensqualität:
Herausforderungen und Perspektivwechsel
Constanze Schulze-Stampa 223

Medien und „das gute Leben“
Paula Stehr und Sven Jöckel 236

Naturschutz, Umweltplanung und Lebensqualität
Stefan Heiland 251

Das Konzept Lebensqualität in der Pflege und der Pflegewissenschaft
Sabine Bartholomeyczik 263

Positive Psychologie und Lebensqualität
Michael Mitterwallner 281

Public Health und (gesundheitsbezogene) Lebensqualität
Eine interdisziplinäre Verortung
Florian Fischer, Lea Raiber, Claudia Boscher und Maik H.-J. Winter 299

Lebenswerte Räume?
Überlegungen zum Beitrag von raumsoziologischen Konzepten
zur Messung von Lebensqualität
Simon Güntner und Alexander Hamedinger 313

Religiosität und Lebensqualität
Christian Zwingmann 323

Soziale Arbeit als (Co-)Produzentin von Lebensqualität –
Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung
auf der Basis des Capabilities Approach
Dieter Röh 340

Stadtentwicklung und Lebensqualität
Ingrid Breckner 349

4 Lebenslaufbezogene Zugänge zum Konzept der Lebensqualität

4.1 Lebensqualität im Kindes- und Jugendalter

Messung von gesundheitsbezogener Lebensqualität im Kindes-
und Jugendalter – Ein Überblick zum aktuellen Stand und ein Blick
in die Zukunft
Ulrike Ravens-Sieberer und Catharina Voß 362

Prädiktoren der gesundheitsbezogenen Lebensqualität bei gesunden
und kranken Kindern und Jugendlichen
Christiane Otto und Anne Kaman 379

Messung der Lebensqualität nach Cochlea Implantat bei Kindern
Andreas Weber und Juliane Friedrichs 392

Sozialräume in Schulen als Orte der Lebensqualität
Grundlegende Skizzen und empirische Einblicke auf Schule als
Lebensraum
Stefanie Kruse und Kathrin Witek 400

4.2 Lebensqualität im Erwerbsalter

Lebensqualität in der Sozialarbeit mit unbegleiteten minderjährigen
Ausländern
Anja Tausch, Angela Teichert und Jennifer Winter 418

Das Konzept der Lebensqualität als perspektivische Orientierung für KMU im Hinblick auf Ansätze in der Organisationsentwicklung
BSA/EAP als Baustein betrieblicher Gesundheits- und Lebensqualitätsförderung
Gordon Heringshausen und Julius Späte 433

4.3 Lebensqualität ab dem Rentenalter

Lebensqualität im Alter – Daten und Fakten des 2. Thüringer Seniorenberichts
Christiane Fischer-Münnich und Sandy Jahn 444

Lebensqualität und Teilhabe
Eine lerntheoretische Rekonstruktion in der Altenhilfe
Nikolaus Meyer 455

Biografiearbeit ist nicht gleich Biografiearbeit!
Eine komparative Analyse sozial- und pflegewissenschaftlicher Konzepte
Nora Berner und Nikolaus Meyer 470

Lebensqualität im Alter im Kontext von Ambient Assisted Living
Perspektiven der Sozialen Arbeit und Pflege
Johannes Steinle, Barbara Weber-Fiori und Maik H.-J. Winter 490

Lebensqualität von Pflegeheimbewohnerinnen und -bewohnern mit Demenz
Die Bedeutung der Selbstreflexion im Rahmen der internen Qualitätssicherung
Andrea Kimmel, Bernhard Fleer und Stefanie Wiloth 501

5 Sozialraumbezogene Zugänge zum Konzept der Lebensqualität

Nutzen und Auswirkungen integrierter Handlungsstrategien auf die Lebensqualität am Beispiel des Landkreises Marburg-Biedenkopf
Rolf Reul und Birgit Wollenberg 512

Gesund in Eimsbüttel – Ein Hamburger Modellprojekt zur Gesundheitsförderung und Prävention im Setting Sozialraum
Elma Adedeji 524

Welche Faktoren können mit der gesundheitsbezogenen Lebensqualität von Kindern in Frankfurt am Main assoziiert werden?
Ergebnisse einer quantitativen Erhebung im Rahmen der Gesundheitsberichterstattung

Auf dem Weg zu einer Praxisforschungsstelle für Lebensmodelle im ländlichen Raum im brandenburgischen Heinersdorf
Ein Ideengenerator für Lebensqualität (nicht nur) im Alter
Tim Becker und Annegret Huth 557

Erfahrungsbericht: Herausforderungen und Chancen einer sektorenübergreifenden und multiprofessionellen Vernetzung im Gesundheitswesen am Beispiel einer gemeinsamen Sorgeskultur am Lebensende
Veronika Schönhofer-Nellessen 567

6 Zielgruppenspezifische Zugänge zum Konzept der Lebensqualität

Lebensqualität und Selbsthilfegruppen
Stefan Nickel, Alf Trojan und Christopher Kofahl 578

Lebensqualität in ländlichen Regionen in Zentralafghanistan
Befunde zur Heterogenität unterschiedlicher Lebensqualitätsdimensionen
Stefanie Harsch, Uwe H. Bittlingmayer, Asadullah Jawid und M. Ebrahim Jawid 588

Quality of life matters – Das Glücks- und Sicherheitsgefühl bei aus Subsahara-Afrika eingewanderten Menschen in Deutschland
Adekunle Adedeji und Franka Metzner 614

Flucht, Trauma und Lebensqualität
„Seele in Bewegung“ – Selbstwirksamkeit erleben – Empowermentprozesse anstoßen. Eine Betrachtung des Präventionsprojektes für geflüchtete Frauen und Kinder
Bianca Fiedler 624

Zur Lebensqualität älterer Menschen in queeren Milieus
Rüdiger Lautmann 633

7 Übergreifende Zugänge zum Konzept der Lebensqualität

Sexualität und Lebensqualität
Martin Staats 648

Wie beeinflusst Achtsamkeit die Lebensqualität?
Eine Methode wird zur Haltung (nicht nur im psychosozialen Arbeitsfeld)
Elke Gemeinhardt 672

Erzeugung von Lebensqualität durch Engagement Gleichwertige Lebensverhältnisse zwischen Utopie und Selbstaktivierung <i>Janine Kuhnt</i>	683
Prosoziale Interaktionen als Teil eines guten Lebens Kommunikationswissenschaftliche Perspektiven <i>Paula Stehr und Constanze Rossmann</i>	698
Weniger Haus, mehr Lebensqualität?! Die Tiny House-Bewegung zwischen Revolte und Rendite <i>Janine Kuhnt und Jan Finzi</i>	711
Soziale Landwirtschaft als integrierte Perspektive von Sozialer Arbeit und ökologischer Landwirtschaft <i>Alexandra Retkowski und Thomas van Elsen</i>	727
Das Hofgut Oberfeld: Gesundheitsförderung und Prävention durch Soziale Landwirtschaft <i>Lene Frohnert und Thomas van Elsen</i>	740
8 Kritische und reflexive Zugänge zum Konzept der Lebensqualität	
„Lebensqualität“ zwischen Wohlfahrt und Wohlbefinden <i>Thomas Schübel</i>	752
Lebensqualität als normatives Konzept? (Meta-)Ethische Implikationen einer medizinischen Zielgröße <i>Ralf Lutz</i>	764
Das „Gute Leben“ – Ein Traum von gestern? Überlegungen zur Zukunft des Lebensqualitätskonzepts <i>Heinz-Herbert Noll</i>	780
Die Idee einer ganzheitlichen und nachhaltigen Lebensqualität Eine programmatische Utopie <i>Martin Staats</i>	794
Autor*innenverzeichnis	817

Lebensqualität

Ein Metathema

Martin Staats

Lebensqualität

Historisch gesehen oszilliert das, was unter Lebensqualität verstanden werden kann, zwischen einer individuellen subjektiven Bewertung der Ganzheit des eigenen Lebens und einer die Vielfalt der Rahmenbedingungen betreffenden Aspekte von Kultur. In der Antike wurde darunter die Lebenskunst verstanden, in der Vermittlung der inneren Spannungen von Eudaimonie und Hedonismus. In der Phase der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates folgte die Diskussion darüber, welche Mechanismen der Staat objektiv seinen Bürger*innen für ein gutes Leben zur Verfügung zu stellen habe und welche Umverteilungsprozesse dafür zu organisieren seien. Bis schließlich Lebensqualität in den 1960er Jahren zu einem – aufgrund des steigenden Wirtschaftswachstums – neuen Konzept von Wohlfahrt wurde. In den Folgejahren, wie Noll (1999: 7 ff.) hervorhebt, wurde Lebensqualität dann aus zwei Blickrichtungen betrachtet: Zum einen aus der skandinavischen – sich an objektiven Lebensbedingungen ausrichtenden – Perspektive des level-of-living-approach (Erikson 1974) und zum anderen aus der amerikanischen – sich an den subjektiven Deutungen orientierenden – Perspektive der quality-of-life-Forschung (Campbell/Converse 1972). Diese beiden Perspektiven haben lange Zeit das Spannungsverhältnis gebildet, in dem Lebensqualität verhandelt wurde. Zum einen kann hier die gesundheitsbezogene Lebensqualität – als medizinische, psychologische etc. Kategorie – benannt werden, die die subjektive Bewertungsebene der Patienten, Klienten, Kunden etc. in kurative, therapeutische, pflegerische sowie rehabilitative Entscheidungen einbindet. Auf der anderen Seite wird Lebensqualität thematisiert, wenn nach alternativen Wohlfahrtsökonomietheorien gesucht wird sowie im Kontext von Nachhaltigkeitsüberlegungen – also, wenn es darum geht zu ergründen, was gutes Leben in Gesellschaften ausmacht, bspw. in Verbindung mit der Natur sowie in Bezug zur Generationengerechtigkeit. Aktuell haben sich Diskurse, Handlungen und Maßnahmen um die Qualität des Lebens – in einer vernetzten, globalisierten und fluiden Welt – mit einer Fülle an existen-

- Statistisches Bundesamt/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hrsg.) (2016): Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn/Berlin: Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Torrance, George W. (1986): Measurement of health state utilities for economic appraisal. In: *Journal of Health Economics* 5, H. 1, S. 1–30.
- Višak, Tatjana (2016): Lebensqualität als Selbstverwirklichung. In: Kovács, László/Kipke, Roland/Lutz, Ralf (Hrsg.): *Lebensqualität in der Medizin*. Wiesbaden: Springer Science and Business Media. S. 91–105.
- Volmer, Timm (1996): Lebensqualität und Qualität in der Medizin: Ökonomische Bedeutung und Nutzen eines neuen Beurteilungskriteriums. In: Petermann, Franz (Hrsg.): *Lebensqualität und chronische Krankheit*. München-Deisenhofen: Dusterl-Verl. Feistle. S. 273–298.
- Ware, John E. (1987): Standards for validating health measures: Definition and content. In: *Journal of Chronic Diseases* 40, H. 6, S. 473–480.
- WHO (1946): Constitution of the World Health Organization. New York: World Health Organization.

Lebenswerte Räume?

Überlegungen zum Beitrag von raumsoziologischen Konzepten zur Messung von Lebensqualität

Simon Güntner und Alexander Hamedinger

1. Einleitung

Auf den ersten Blick liegt die räumliche Dimension von Lebensqualität auf der Hand: Ob bei der Ausstattung und ästhetischen Qualität einer Wohnung, der Gestaltung des öffentlichen Raums oder der Erreichbarkeit von lebensnotwendigen Gütern – räumliche Faktoren spielen sowohl in der subjektiven Wahrnehmung von Lebensqualität als auch in gängigen Ansätzen zu ihrer Objektivierung eine wesentliche Rolle. Ein zweiter Blick, für den wir im Folgenden eine raumsoziologische Perspektive einnehmen, verweist darauf, dass diese Faktoren nicht einfach nur da sind, sondern sozial hergestellt werden und somit auch die gesellschaftlichen Verhältnisse spiegeln.

Pierre Bourdieu hat diesen Aspekt im Konzept der „Raumprofite“ zusammengeführt, die er in Lokalisations- und Okkupationsprofite unterteilt. Seine These: Die Möglichkeit der Raumeignung spiegelt die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse wider, und die Form der Aneignung ist ein Ausdruck des klassenspezifischen Geschmacks und Habitus (vgl. Bourdieu 1997; Dangschat 2009). Die Soziologinnen Martina Löw und Gabriele Sturm haben diesen Gedanken aufgegriffen und leiten daraus ab, dass Raumkonstellationen auch auf „Vorstellungen von Lebensqualität“ zurückzuführen seien (Löw/Sturm 2019, S. 13). Mit anderen Worten: der Habitus geht dem Habitat voraus. Der sozial produzierte und gesellschaftliche Verhältnisse spiegelnde Raum wirkt indes auf die Lebensverhältnisse und damit den individuellen Habitus zurück, nicht zuletzt durch die Wohnverhältnisse (Lindner 2020).

Messungen der Lebensqualität gehen kaum auf die Reziprozität dieses Verhältnisses ein. Sie setzen Raumkonstitutionen (wie z. B. Dichte, Bebauungsstruktur) voraus und thematisieren deren Bedeutung für individuelle Lebenslagen – die raumschaffende Kraft von Lebensqualitätsvorstellungen wird ausgeklammert.

Die subjektive Wahrnehmung von Raumkonstitutionen wird dabei u. a. über Zufriedenheit gemessen, einem schwer greifbaren Konzept.

(z. B. in der Messung der Lebensqualität von Städten, vgl. u. a. Europäische Kommission 2020). Objektivierende Ansätze modellieren hingegen die Qualität über Setzungen, denen wiederum komplexe Konstruktionen und Annahmen zugrunde liegen (vgl. OECD Better Life Index, <http://www.oecdbetterlifeindex.org>). Im Bereich des Wohnens wird z. B. eine Zunahme von Lebensqualität über die Verfügbarkeit über Raum (z. B. Anzahl von Wohnräumen oder verfügbare qm) oder die Ausstattung angenommen. Im Bereich der Umweltqualität geht es ebenfalls um Zugang (Grünflächen, Trinkwasser ...) und Ausstattung (Luftqualität, Wasserqualität) (siehe auch Heiland in diesem Band). Eine raumsoziologische Erweiterung der Betrachtung würde die Frage, ob Aspekte wie Lage, Zugang und Erreichbarkeit, Verfügbarkeit oder Ausstattung die Lebensqualität beeinflussen, um die Untersuchung dieser Prozesse ergänzen: Wie wirken sich z. B. beengte Wohnverhältnisse aus? Welche Aspekte der alltäglichen Lebensführung werden auf welche Weise beeinträchtigt oder gefördert? Und v. a. auch: Wie wirkt sich die soziale Praxis auf die Umweltqualität aus? Mit anderen Worten: Die Variablen würden nicht als unabhängig und erklärend, sondern als sich wechselseitig beeinflussend betrachtet.

2. Sozialwissenschaftliche Raumkonzepte

Die raumbezogene sozialwissenschaftliche Forschung ist von einem reichhaltigen Spektrum an Konzepten geprägt, die die Vielfalt sozial- und gesellschaftstheoretischer Ansätze spiegeln. Insbesondere lässt sich zwischen neomarxistischen (soziale Produktion von Raum) und konstruktivistischen (soziale Konstruktion von Raum) Varianten unterscheiden (Low 2017). In der deutschsprachigen Soziologie hat sich inzwischen ein relationales und strukturationstheoretisches Raumkonzept etabliert, das Elemente beider Zugänge aufgreift und auf die soziale Konstitution von Räumen fokussiert (Löw 2018). Auch wenn raumsoziologische Ansätze kaum explizit auf Lebensqualität und ihre Messung eingehen, ist ein inhaltlicher Bezug gegeben, besonders deutlich in den schon angesprochenen Dimensionen Wohnen und Umweltqualität.

2.1 Raumproduktion und Lebensqualität

Die Vorstellung der sozialen Produktion von Raum geht insbesondere auf den französischen Soziologen Henri Lefebvre zurück, der vor allem mit seinem Werk „Production de l'espace („The Production of Space“, 1991) die Debatte über den Begriff Raum maßgeblich geprägt hat. „Social space is a (social) product“ (1991, S. 30), so Lefebvre, und daher produziere jede Gesellschaft auch ihren eigenen Raum. Raum ist demnach auch kein Behälter, der mit Dingen

Raumproduktion, die in ihrer aktuellen Erscheinungsform in Europa vor allem eine kapitalistische ist, beinhaltet eine konzeptionelle Triade. Diese besteht aus

- der räumlichen Praxis, oder dem wahrgenommenen Raum, der auch das räumliche, oft routinierte Verhalten beinhaltet,
- den Repräsentationen von Raum, oder dem konzipierten Raum, der den Raum der PlanerInnen (Pläne, Karten etc.), ArchitektInnen und etwa WissenschaftlerInnen meint und ganz wesentlich die räumliche Praxis strukturiert, und
- dem Raum der Repräsentationen, oder dem gelebten Raum, welcher Bilder, Symbole, Mythen, die auch widerständig sein können, beinhaltet.

Diese drei Dimensionen beeinflussen einander wechselseitig und bilden eine „doppelte dialektische Triade“ (Schmid 2010, S. 192). Ein weiteres zentrales Element ist die Setzung, dass Raum gleichzeitig Voraussetzung und Basis von sozialer Praxis ist.

Lefebvre entwickelte zudem eine Theorie des Alltags, in welchem aufgrund des Kapitalismus Ausbeutung und Entfremdung konkret erfahren werden. Der Kapitalismus dominiere den Alltag auf vielfältige Weise, u. a. durch die Konsumtion von Gütern, die von großen multinationalen Konzernen hergestellt werden. Im Endeffekt werde der Alltag durch ökonomische und technologische Entwicklungen (z. B. Medien) und Zwänge kolonialisiert. So wird der Alltag auch zur Ebene des Widerstands gegen kapitalistische Verhältnisse. Damit entkommt Lefebvre Zuordnungen, die ihn in eine eher strukturalistische Ecke stellen (vgl. Löw 2018, S. 29 ff.). Vielmehr wird der Kapitalismus durch soziale Praxis erzeugt und manifestiert sich in Strukturen, die diese Praxis beeinflussen.

Mit beiden Konzeptualisierungen, der Kritik des Alltagslebens und der Produktion von Raum (1991) prägte Henri Lefebvre sozialtheoretische sowie raumtheoretische Diskurse. Obwohl mit diesen kurzen Ausführungen sein komplexes und umfassendes Werk nur angedeutet werden kann, seien doch ein paar Aspekte mitgenommen, welche für eine raumsoziologisch informierte Messung von Lebensqualität inspirierend sein können:

- Raum ist Voraussetzung und Basis des Handelns, d. h. eine spezifische Raumstruktur, welche die Lebensqualität erhöhen kann (z. B. mehr Grünraum in der Stadt), ist erstens sozial hergestellt. Das impliziert, dass die Definition von „Grünraum“ und das Ausmaß an Grünraum, das für ein gutes Leben notwendig ist, durch die jeweilige städtische Gesellschaft definiert wird. Diese Definition ist das Ergebnis komplexer und oft konflikthafter Aushandlungsprozesse, an dem sich verschiedene AkteurInnen beteiligen

struktur auf die menschliche Praxis, d. h. wie soziale Gruppen diesen Raum wahrnehmen und in ihr Handeln integrieren. Der geschaffene Grünraum kann etwa für Kinder zu einem neuen Aneignungs-, Handlungs- und Erfahrungsraum werden, der ihre Sozialisation prägt.

- Vorstellungen vom guten Leben (siehe auch Noll in diesem Band), welche die Basis der Messung von Lebensqualität sind, sind Repräsentationen von Raum, welche die räumliche Praxis und den gelebten Raum mitbestimmen. Sie werden in einem politischen Aushandlungsprozess zwischen AkteurInnen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen (Wissenschaft, Politik, Verwaltung etc.) erzeugt und basieren auf wissenschaftlichen Argumentationen, welche den Raum re-präsentieren – im Sinne von wieder-gegenwärtigen.
- Der gelebte Raum ist das Herzstück der Raumtriade und der alltäglichen Praxis. Dieser kann nur schwer gemessen und quantifiziert werden, da es um Gefühle, Emotionen, Atmosphären und Stimmungen geht, die sich eindeutigen Klassifizierungen entziehen.

2.2 Raumkonstruktion und Lebensqualität

Sozialkonstruktivistische Perspektiven auf den Raum stellen soziale Interaktionen, Symbole und Sprache in den Mittelpunkt der Forschung (Low 2017). Untersucht wird, wie diese den physischen Raum bestimmen, indem sie ihm Sinn geben, z. B. durch Prozesse des place-making (Healey 1998). Es geht um Bedeutungszuschreibungen zu Räumen durch symbolische Interaktionen (z. B. Stadtteilfest), durch damit einhergehende sprachliche Benennungen von Räumen (z. B. ein öffentlicher Raum wird zum Demonstrationsort für eine soziale Bewegung), oder durch Symbole (z. B. Fahnen und Logos).

Zu den sozialkonstruktivistischen Ansätzen zählt u. a. die Diskursanalyse. Sie betrachtet wie durch Diskurse Räume konstruiert werden und welche Rolle Wissen und Macht dabei spielen. So lassen sich u. a. Prozesse von urbanen Restrukturierungen verstehen (z. B. McCann 2008 zur Wirkmächtigkeit des ‚creative class‘ – Diskurses für die Stadtentwicklung). In den „linguistic landscape studies“ geht es hingegen um die Untersuchung von Texten, die Teil von urbanen Landschaften sind. Insgesamt wird gefragt wie durch Texte (z. B. Graffiti) Räume auf- oder abgewertet werden, oder wie diese ins Handeln einbezogen werden (Low 2017, S. 127 ff.). Die von Silke Steets formulierte wissenschaftliche Architektursoziologie geht der Bedeutung von „materiellen Objektivationen“ wie der gebauten Umwelt in „der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ nach und betrachtet wie daraus „der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt“ entsteht (Steets 2015, S. 8).

Aus den sozialkonstruktivistischen Ansätzen lassen sich zwei Aspekte ableiten, die sein können:

- Diskurse über Lebensqualität und deren Messung in einer Stadt haben selbst raumkonstituierende Wirkung. So können etwa Messungen der subjektiven Wohnzufriedenheit bestimmte Quartiere in ihren Strukturen, Prozessen und Wahrnehmungen beeinflussen (etwa wenn diese Quartiere durch die Stadtplanung und die Medien – zwei machtvolle Akteure in der Bedeutungszuschreibung – negativ bewertet und daraus Interventionen abgeleitet werden).
- In den Raum geschriebene Texte und Zeichen beeinflussen die Wahrnehmung und Bewertung, was sich auch in einzelnen Indikatoren der Messung von Lebensqualität widerspiegeln kann (z. B. in der Zufriedenheit mit einem Wohnquartier).

2.3 Raumkonstitution und Lebensqualität

Ausgehend von der Strukturierungstheorie über die Dualität von Struktur und Handlung fokussiert das Konzept der sozialen Konstitution von Räumen deren „Prozesshaftigkeit“ und „Strukturierungskraft“ (Löw 2018, S. 42). Räume werden verstanden als „relationale (An-)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ (ebd., S. 44). Räumliche Strukturen entstehen aus dem Handeln, zugleich strukturieren diese wiederum das Handeln selbst, sie sind „Ergebnis und Voraussetzung des Handlungsverlaufs“ (Löw 2018, S. 43). Raumkonstitution erfolgt somit im Wechselverhältnis zwischen Strukturen und Handeln, das auf zwei Prozessen beruht (vgl. ebd., S. 43 f.): der Syntheseleistung und der Platzierung (Spacing). Soziale Güter und Lebewesen werden durch Wahrnehmung, Vorstellung und Erinnerung zu Räumen zusammengefasst, in denen sie einen bestimmten Platz einnehmen. Löw betont, dass auch materielle Güter (z. B. ein Tisch in einem Seminarraum) mit bestimmten Sinngebungen verbunden sind und diese auch Atmosphären erzeugen können: „Diese Materialität ist jedoch nicht als ‚reine‘, ‚unbeeinflusste‘, gar ‚natürliche‘ erkenn- oder erfüllbar, sondern als vergesellschaftete Wesen nehmen Menschen auch die Materialität durch ein tradiertes System von Sinngebungen und damit symbolischen Besetzungen wahr“ (Löw 2018, S. 44).

Aus diesem Verständnis der Raumkonstitution lassen sich folgende Aspekte für die Messung von Lebensqualität ableiten:

- Indikatoren zur Messung von Lebensqualität erfassen zwar räumliche Konfigurationen und unterstellen deren Bedeutung für die Lebensqualität der dort wohnenden oder sich aufhaltenden Personen, sie können aber die Wirkmechanismen (also die Beziehung zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen und v. a. ihre wechselseitige Bedingtheit) nicht abbilden. Räume sind jedoch Ergebnis und Voraussetzung unseres Handelns, d. h. räumliche Strukturen wie etwa Wohngrundrisse strukturieren sie somit.

Handeln der BewohnerInnen, sie sind andererseits auch das Resultat von Handlungen (z. B. der ArchitektInnen). Ein Verständnis der Prozesshaftigkeit der Raumkonstitution (die in Messungen nur sehr schwer möglich ist) dient nicht nur der Kontextualisierung und Erklärung von räumlichen Situationen, sondern kann auch Strategien zur Erhöhung der Lebensqualität informieren.

- Die Messung der Lebensqualität dient derzeit auch für Rankings von Städten und damit auch dem Stadtmarketing (*siehe auch Breckner in diesem Band*). Bezeichnungen wie „lebenswerteste Stadt“ sind Syntheseleistungen, die aus einzelnen, messbaren Elementen (z. B. Anteil des Grünraums an der Gesamtfläche) einen zusammenhängenden Raum konstruieren („Stadt“). Sie repräsentieren die Stadt, erzeugen ein Image und nehmen dadurch Einfluss auf die Raumkonstitution selbst.
- Das räumliche Platzieren von Infrastruktur und materiellen Gütern (z. B. Bushaltestellen) führt zu Sinngestaltungen und Atmosphären, die für das Empfinden von Lebensqualität relevant aber kaum messbar sind.

3. Wohnen, Wohnumgebung und Lebensqualität

Die hier genannten Varianten der Raumsoziologie betonen die räumliche und auch die zeitliche Dimension sozialer Praxis. Sie weisen darauf hin, dass Räume produziert und konstruiert werden und nicht einfach gegeben sind. Am Prozess der Gentrifizierung, der seit einigen Jahren in vielen europäischen Städten zu beobachten ist, lässt sich der Erkenntnisgewinn dieser Zugänge illustrieren. Auf den ersten Blick führt die städtebauliche Aufwertung innerstädtischer Quartiere zur Steigerung der Lebensqualität. Das ist oftmals die Begründung für Interventionen und dies zeigt sich auch in zahlreichen Studien und Städterankings. Viele dieser gut erreichbaren, zentralen Wohnquartiere wurden allerdings noch gegen Ende des 20. Jahrhunderts von Haushalten mit geringem Einkommen bewohnt. Ein Zusammenspiel zahlreicher Faktoren (von sich wandelnden Lebensstilen bis zu makroökonomischen Investitionszyklen und Stadterneuerungspolitiken) führte neben der Aufwertung auch zur Verdrängung von Teilen der bisherigen BewohnerInnen. Aufgrund der größeren Wohnungen und höherwertigen Ausstattung schließen die gängigen Indikatoren auf eine steigende Lebensqualität. Auch die anteilige Wohnkostenbelastung wird sich ihnen zufolge kaum verschlechtert haben, da die zuziehenden Haushalte über höhere Einkommen verfügen und sich die gestiegenen Mieten entsprechend leisten können – und überdies oftmals die unsanierten Wohnungen durchaus auch zu vergleichsweise hohen Preisen vermietet wurden. Auch die Umweltqualität wird gestiegen sein, aufgrund geringerer Emissionen, aufgewerteter Interventionen. Ein zweiter

raumsoziologisch informierter Blick, würde diese Werte und die Veränderungen von Indikatoren als Produkt des Zusammenspiels von strukturellen Bedingungen und Akteurshandeln sowie als Konstruktionsleistung von AkteurInnen (u. a. aus dem Immobiliensektor und der Stadtplanung) betrachten und so auch den Preis bzw. die Externalitäten und Nebenwirkungen dieser Veränderungen (die folglich nicht einseitig als „Verbesserungen“ gelten können) ins Bild bringen.

Zur Veranschaulichung weisen wir auf die Wiener Lebensqualitätsstudien hin, die seit den 1990er Jahren durchgeführt und im Abstand von jeweils 5 Jahren (bislang: 1995, 2003, 2008, 2013, 2018) veröffentlicht werden. Dort wird für den Zeitraum 2008 bis 2013 v. a. in den innerstädtischen Altbauquartieren eine Zunahme der Wohnzufriedenheit gemessen und auf die dort stattfindenden Aufwertungsprozesse zurückgeführt (Verwiebe/Riederer/Troger 2014, S. 50). In den folgenden Jahren ist die Zufriedenheit allerdings wieder gesunken. Als mögliche Ursache werden die Nachverdichtung der Quartiere und damit einhergehende Belastungen angenommen (Verwiebe et al. 2020, S. 41). In der Bewertung der Wohngebiete scheinen, so die Autoren, „soziodemographische Faktoren nur einen moderaten Einfluss auf die Zufriedenheit mit dem Wohngebiet zu haben“. Bedeutender seien die Zufriedenheit mit der Nachbarschaft und den Grünflächen in der Wohnumgebung (ebd., S. 49). Interessant ist, dass diese beiden Faktoren auch die Wohnzufriedenheit stark beeinflussen – stärker als soziodemografische Faktoren oder auch die Wohnkosten (ebd., S. 67).

Als zweite Referenz kann die Thematisierung von Wohnsituationen im OECD Better Life Index dienen (*siehe auch Ludwig sowie Feigl in diesem Band*). Als relevant für die Lebensqualität gelten dort v. a. die Leistbarkeit (Anteil der Wohnkosten am verfügbaren Einkommen) und die Belegungsquote (Anteil der Haushalte, die in beengten Verhältnissen leben), weiterhin die sanitäre Ausstattung (Toiletten und Bäder) und die Wohnzufriedenheit (OECD 2011, S. 81 ff.). Die Konstruktion und Begründung dieser Indikatoren greift zahlreiche empirische Befunde und konzeptionelle Erwägungen stadtsoziologischer Forschung auf (Balestra/Sultan 2013). Sie trennt dabei zwischen subjektiven und objektiven Faktoren – ein Zusammenhang wird konstatiert aber nicht weiter (z. B. praxistheoretisch) ausgearbeitet. Wann und warum z. B. Wohnverhältnisse als beengt erlebt werden, wird nicht weiter erläutert. Um die Überbelegung einer Wohnung zu messen, wird – analog zur Sozialstatistik der (EU-SILC) – die Anzahl der Räume durch die im Haushalt lebenden Personen geteilt. Diese Setzung unterliegt einer Unschärfe, die bekannt ist und benannt wird, aber aufgrund der akzeptablen Datenbasis hingenommen wird. So können Einschränkungen in der Wohnung in manchen Lagen durch Angebote im Umfeld kompensiert werden, in anderen nicht; die Größe der Räume spielt eine Rolle und v. a. die konkrete Nutzung der Wohnung (OECD 2011, S. 84; zur soziologischen Auseinandersetzung mit dieser Problematik siehe auch

ding“ siehe Roskamm 2011, S. 73 ff.). Eine raumsoziologisch informierte Betrachtung würde einerseits das Wechselspiel zwischen solchen Raumstruktur-Indikatoren (etwa Belegungsquote) und den Wahrnehmungen dieser durch die BewohnerInnen in den Blick nehmen und damit die Prozesshaftigkeit von Räumen. Andererseits würde sie danach fragen, welche Auswirkungen diese auf das Handeln der BewohnerInnen haben (z. B. auch, ob bei Überbelegung der öffentliche Raum vergleichsweise mehr genutzt wird und kompensatorische Funktionen eintreten können oder nicht).

4. Lebenswerte Räume?

Eine raumsoziologische Erweiterung von Lebensqualitätskonzepten ist in dreifacher Hinsicht ertragreich. Zunächst ermöglicht ihre Sensibilität für die soziale Produktion, Konstruktion oder Konstitution von Räumen ein Verständnis für die Rolle des Raumes in der Herstellung von Lebensqualität. Sie verweist dabei auf die Prozesshaftigkeit von Raum, indem auf die verschiedenen Dimensionen (Lefebvre) oder ineinander verflochtenen Prozesse (Löw) oder die Wirkmächtigkeit von Diskursen (sozialkonstruktivistisch) hingewiesen wird. Hochwertige Ausstattungen von Wohnungen und öffentlichen Räumen sind nicht einfach gegeben, sondern haben eine Geschichte. Weiterhin bieten diese Perspektiven eine Reflexionsfläche für das politische und ökonomische Spiel mit Lebensqualitätskonzepten und -messungen, die als Repräsentationen von Raum gelesen werden können. Das Streben nach Lebensqualität (pointiert v. a. im Stadtmarketing) orientiert sich an den in diese Konzeptionen und Indizes eingeschriebenen Werten und Aufmerksamkeiten und beeinflusst damit die weitere Entwicklung dieser Räume. Lebensqualität-Indikatoren sind machtvolle Konstruktionsleistungen und beeinflussen die Produktion von Raum. Sie reduzieren den Raum jedoch auf vermeintlich objektive Gegebenheiten. Die hier betrachteten raumsoziologischen Zugänge betonen hingegen, und dies ist der dritte Ertrag, dass Räume relational sind, d. h. durch Beziehungen zwischen materiellen Dingen und Lebewesen entstehen. Diese Relationalität in der Messung von Lebensqualität aufzunehmen, würde nicht nur die Aussagekraft der Indikatoren erhöhen, sondern zudem Handlungsoptionen eröffnen, die sich aus dem gelebten Alltag ergeben. Methodologisch sind dazu partizipative (siehe auch Adedeji in diesem Band), postpositivistische Methoden gefordert, wie sie derzeit in zahlreichen Varianten der Ko-Kreation (Leading Cities 2014; Franta/Haufe 2020) erprobt werden (siehe auch Kuhnt/Finzi in diesem Band). Hier öffnet sich ein Feld zwischen Forschung und räumlicher Planung, das einen wichtigen Beitrag zur Schaffung von lebenswerten Räumen leisten kann.

Bibliografie

- Balestra, Carlotta/Sultan, Joyce (2013): "Home Sweet Home: The Determinants of Residential Satisfaction and its Relation with Well-being", OECD Statistics Working Papers, No. 2013/05. Paris: OECD Publishing. www.oecd-ilibrary.org/economics/home-sweet-home-the-determinants-of-residential-satisfaction-and-its-relation-with-well-being_5jzbcx0czc0x-en (Abfrage: 04.01.2021).
- Bourdieu, Pierre (1997): Ortseffekte. In: Ders. et al.: Das Elend der Welt – Zeugnisse und Diagnosen des alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz. S. 159–167.
- Dangschat, Jens S. (2009): Symbolische Macht und Habitus des Ortes – die „Architektur der Gesellschaft“ aus Sicht der Theorie(n) sozialer Ungleichheit von Pierre Bourdieu. In: Fischer, Joachim/Delitz, Heike (Hrsg.): Die Architektur der Gesellschaft – Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld: transcript. S. 311–341.
- Europäische Kommission (2020): "Report on the Quality of Life in European Cities, 2020". Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union. ec.europa.eu/regional_policy/en/information/maps/quality_of_life (Abfrage: 04.01.2021).
- Franta, Lukas/Haufe, Nadine (2020): Co-Creation in der Stadtplanung: Solidarität und Partizipation 2.0? Erfahrungen aus dem HORIZON-2020-Projekt SUNRISE. In: Filipic, Ursula/Schönauer, Annika (Hrsg.): Quo Vadis Partizipation und Solidarität? Sozialpolitik in Diskussion 22. Wien: Arbeiterkammer Wien, S. 68–81. (auch online unter emedien.arbeiterkammer.at/viewer/resolver?urn=urn:nbn:at:at-akw:g-3495941) (Abfrage: 04.01.2021).
- Healey, Patsy (1998): Collaborative Planning in Stakeholder Society. In: The Town Planning review 69(1), S. 1–21.
- Leading Cities (2014): "Co-Creating Cities. Defining Co-Creation as a Means of Citizen Engagement". DOI: 10.13140/RG.2.1.3684.5849 (Abfrage: 04.01.2021).
- Lefebvre, Henri (1991): The Production of Space. Oxford/Cambridge: Blackwell.
- Lindner, Rolf (2020): Stadtkultur und Habitus der Stadt. In: Breckner, Ingrid/Göschel, Albrecht/Matthies, Ulf (Hrsg.): Stadtsoziologie und Stadtentwicklung. Baden-Baden: Nomos. S. 505–514.
- Löw, Martina (2018): Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. Bielefeld: transcript.
- Löw, Martina/Sturm, Gabriele (2019): Raumsoziologie – eine disziplinäre Positionierung zum Sozialraum. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Springer VS. S. 3–21.
- Low, Setha (2017): Spatializing Culture. The Ethnography of Space and Place. London/New York: Routledge.
- McCann Eugene (2008): "Livable City/Unequal City: The Politics of Policy-Making in a 'Creative Boomtown' ". In: Interventions Economiques, 37.journals.openedition.org/interventionseconomiques/489 (Abfrage: 04.01.2021).
- OECD (2011): "How's Life?: Measuring well-being". OECD Publishing. www.oecd-ilibrary.org/economics/how-s-life_9789264121164-en (Abfrage: 04.01.2021).
- Roskamm, Nikolai (2011): Dichte – eine transdisziplinäre Rekonstruktion. Bielefeld: transcript.
- Schmid, Christian (2010): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Steets, Silke (2015): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Verwiebe, Roland/Haindorfer, Raimund/Dorner, Julia/Liedl, Bernd/Riederer, Bernhard (2020): Lebensqualität in einer wachsenden Stadt: Endbericht an die Stadt Wien. Wien: Universität Wien, Institut für Soziologie.
- Verwiebe, Roland/Riederer, Bernhard/Troger, Tobias (2014): Lebensqualität in Wien im 21. Jahrhundert: Endbericht an die Stadt Wien, unter Mitarbeit von Lena Seewann, Wien: Universität Wien, Institut für Soziologie.

Religiosität und Lebensqualität

Christian Zwingmann

1. Einleitung

Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel, vorliegende theoretische und empirische Bezüge zwischen Religiosität und Lebensqualität zu systematisieren. Dabei wird auch gefragt, was jeweils unter Lebensqualität verstanden wird. Zunächst werden in Kapitel 2 theoretische, anschließend in Kapitel 3 empirische Aspekte in den Blick genommen. Schließlich werden in Kapitel 4 einige Schlussfolgerungen abgeleitet.

Die Begriffe „Religion“ bzw. „Religiosität“ werden in der Literatur weit überwiegend (auch) inhaltlich-substanziell definiert und beinhalten insofern zumindest den Glauben an eine transzendente Wirklichkeit. „Religiosität“ betont dabei – anders als „Religion“ – die individuelle Seite des Religiösen, d. h. das individuelle religiöse Erleben und Verhalten (Klein 2008). Das religiöse Individuum kann sich mit seinen Glaubensüberzeugungen und religiösen Aktivitäten an organisierten Religionsgemeinschaften mit spezifischen Normen- und Traditionssystemen orientieren – oder auch nicht.

Viele Autoren sprechen inzwischen allerdings nur dann von Religiosität, wenn ein Bezug zu einer Religionsgemeinschaft vorliegt. Fehlt ein solcher Bezug oder ist er zumindest gelockert, wird stattdessen der positive konnotierte Begriff „Spiritualität“ verwendet. „Spiritualität“ gilt auch als Oberbegriff (Utsch/Klein 2011), etwa als „subjektiv erlebter Sinnhorizont, der sowohl innerhalb als auch außerhalb traditioneller Religiosität verankert sein kann“ (Zwingmann 2005, S. 71). Beim faktischen Gebrauch des Begriffs „Spiritualität“ lassen sich allerdings verschiedene weitere Schwerpunktsetzungen feststellen – darunter eine explizite Distanz zur Dogmatik religiöser Großorganisationen, eine Betonung religiöser Selbstbestimmung und eine Orientierung an religiöser Erfahrung (Knoblauch 2005). Deshalb soll hier dem Begriff „Religiosität“ der Vorzug gegenüber „Spiritualität“ oder dem Schrägstrichbegriff „Religiosität/Spiritualität“ gegeben werden, zumal auch die in Kapitel 3 betrachteten Analysen und Studien in erster Linie „Religiosität“ fokussieren.

Ziel dieses Werkes ist es, das Spezifische von Lebensqualität aus unterschiedlichen disziplinären, professionsbezogenen und lebensweltlichen Sichtweisen herauszustellen, immanente Themen, Methoden, Theorien, Zielgruppen etc. der Lebensqualität zu analysieren und aufbauend darauf zu ergründen, wo die Schnittstellen zu einer einenden Perspektiven auf Lebensqualität bestehen.

Durch diesen Band werden somit Impulse für potenzielle Synergien gegeben und es wird zur Verständigung sowie perspektivisch zum vernetzten Denken von diversen Akteuren/Professionen/Disziplinen/Stakeholdern etc. zum Thema Lebensqualität angeregt.

BELTZ JUVENTA

www.juventa.de

ISBN 978-3-7799-6315-8

